

Book reviews

Christfried Tögel (Hrsg.): Sigmund Freud: Gesamtausgabe Bände 17 bis 19

Giessen: Psychosozial-Verlag; 2020 und 2021.

Band 17: 370 Seiten.

Preis: 79,90 Euro.

ISBN-13: 978-3-8379-2417-6.

Band 18: 579 Seiten.

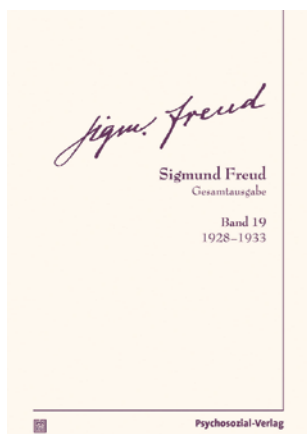
Preis: 89,90 Euro.

ISBN-13: 978-3-8379-2418-3.

Band 19: 497 Seiten.

Preis: 79,90 Euro.

ISBN-13: 978-3-8379-2419-0.



Wiederum ist die Gesamtausgabe der Werke Sigmund Freuds vorangeschritten. Ich berichte von den neuesten drei Bänden und wende mich – anders als in meiner letzten Rezension – nicht den formalen Aspekten zu, zu denen es nichts Neues zu sagen gibt, sondern den Inhalten und greife einige Lesefrüchte aus annähernd 1500 Seiten heraus.

Der Band 17 umspannt die Jahre 1921 bis 1923. Am Anfang steht gleich ein sehr gewichtiger Text, «Massenpsychologie und Ich-Analyse». Wir benutzen den Begriff Massenpsychologie kaum noch; gleichwohl kann der 100 Jahre alte Text uns heute noch helfen, die Gegenwart, zum Beispiel die schockierenden Ereignisse des 6. Januar 2021 vor dem Capitol, zu verstehen. Freud beschreibt die psychologische Masse als eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ich-Ideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben (S. 60). Solange die Massenbildung anhält oder soweit sie reicht, benehmen sich die Individuen, als wären sie gleichförmig. Sie unterwerfen sich dem Führer, der ihnen beispielsweise den Sturm aufs Capitol befiehlt, und sehen in

ihm die Verkörperung des Ideals. «Der Führer muss nur die typischen Eigenschaften dieser Individuen in besonders scharfer und reiner Ausprägung besitzen und den Eindruck grösserer Kraft und libidinöser Freiheit machen.» (S. 72). Sie fühlen sich eins mit den anderen, die neben ihnen das Capitol erobern, sie fühlen sich eins mit dem Übervater, der als die Verwirklichung aller archaischen, aggressiven und rücksichtslosen Träume erscheint – und der sich gleichwohl so gibt, als sei er einer von ihnen. Wer über den Mechanismus und die emotionale Kraft von Identifikationen grundsätzlich etwas lernen will, ist mit der vertieften Lektüre des Textes zur Massenpsychologie gut beraten.

Der zweite kanonische Text dieses Band stammt aus dem Jahre 1923, «Das Ich und das Es», in dem eine neue Topik, eine neue Theorie des Seelischen beschrieben wird, die von den drei Instanzen Ich, Es und Über-Ich ausgeht. Hier wird das Ich-Ideal vom Über-Ich differenziert und die Gewissensbildung erläutert, es wird aber auch das Verhältnis von Lebens- und Todestrieben dargestellt. Es überrascht, dass die Arbeit nur etwas mehr als 40 Seiten beansprucht. Sie liest sich wie eine Summe der Freudschen Denkentwicklung.

Die vielen kleinen Texte, die in einer Gesamtausgabe nicht fehlen dürfen, erlauben einen lebendigen Einblick in das berufliche und persönliche Leben Freuds und zeigen, mit wem er in einem internationalen fachlichen Austausch stand. Freud nimmt kein Blatt vor den Mund; wenn er zum Beispiel eine Einleitung zu der Monografie von Varendonck zur «Psychology of Day-Dreams» schreibt. Sie ist keine Höflichkeitsadresse, sondern eine ernsthafte kritische Stellungnahme. Einzelne Bemerkungen lassen aufhorchen, etwa wenn Freud meint, nicht das Verhältnis zum Bewusstsein sei entscheidend für Tagträume, vielmehr sei ein Kennzeichen der Denkaktivität der Tagträume ein «freely wandering or phantastic thinking» (S. 94). – Zusammenfassungen des eigenen Denkens sind informativ, etwa der Artikel zum Stichwort «Psychoanalyse» im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Das Verhältnis zur Psychiatrie etwa wird darin nicht als Gegensatz beschrieben, «wie man nach dem nahezu einmütigen Verhalten der Psychiater glauben sollte» (S. 219). Sie könne vielmehr der allzu deskriptiv und somatisch orientierten Psychiatrie den «unerlässlichen Unterbau» liefern und so eine «wissenschaftliche Psychiatrie» (S. 220) erschaffen.

Bei der Lektüre des 18. Bandes (1924 bis 1927) bleibe ich erst einmal bei dem Verhältnis von Psychoanalyse und Psychiatrie, das die

Leser:innen des SANP besonders interessieren wird. Freud differenziert in zwei Arbeiten des Jahres 1924 «Neurose und Psychose» beziehungsweise den «Realitätsverlust bei Neurose und Psychose». Bemerkenswert ist nicht nur, dass Freud sich mehr und mehr mit dem psychotischen Erleben befasst, sondern auch, dass er in gewisser Weise die produktive Seite der Psychose würdigt. In der Neurose würde «ein Stück der Realität fluchtartig vermieden, bei der Psychose aber umgebaut.» Und wenige Zeilen später: «Die Neurose verleugnet die Realität nicht, sie will nur nichts von ihr wissen; die Psychose verleugnet sie und sucht sie zu ersetzen. Normal oder «gesund» heissen wir ein Verhalten, welches bestimmte Züge beider Reaktionen vereinigt, die Realität so wenig verleugnet wie die Neurose, sich aber dann wie die Psychose um ihre Abänderung bemüht.» (S. 51). Ein Jahr später, in seiner sogenannten «Selbstdarstellung», die vor allem den eigenen Denkweg und die Wege der psychoanalytischen Bewegung darstellt, modifiziert und differenziert Freud seine früheren pessimistischen Ansichten zur psychoanalytischen Behandlung der psychotischen Störungen. Er betont hier, dass sich «doch mancherlei Zugänge» ergäben: «Die Übertragung ist oft nicht so völlig abwesend, dass man nicht ein Stück weit mit ihr kommen könnte» (S. 149); in der Psychose käme «so vieles für jedermann sichtbar an die Oberfläche [...], was man bei der Neurose in mühsamer Arbeit aus der Tiefe herausholt.» (S. 150). Ausserdem habe vor allem das Narzissmuskonzept es erlaubt, «bald an dieser, bald an jener Stelle einen Blick über die Mauer zu tun». Daher konstatiert er – optimistisch – eine «pénétration pacifique» der Psychiatrie mit analytischen Gesichtspunkten.

Freud schreibt an Karl Abraham, kurz vor dessen Tod, wie uns die Herausgeber in einem ihrer kleinen Vorbemerkungen zu jedem Text mitteilen, er habe einige kleine Aufsätze geschrieben, die «nicht recht ernst gemeint» seien (S. 195). Für mich sind die jeweils nur wenige Seiten umfassenden Arbeiten «Notiz über den Wunderblock», «Die Verneinung» (1925) und «Fetischismus» (1927) höchst gehaltvolle Miniaturen. Ich gehe nur auf die Arbeit zur Verneinung näher ein. Freud schreibt der Verneinung eine konstitutive Funktion zu. Sie entscheidet darüber, ob unsere Eindrücke zu uns gehören sollen oder ob sie als Teil der äusseren Realität zu betrachten sind. Das kleine Kind kann verneinen, dass eine Vorstellung ihren Ursprung in seiner subjektiven Erfahrungswelt hat, es schreibt sie nicht sich selbst zu, sondern sieht sie als einen Aspekt

der Aussenwelt an. Freud schliesst an dieser Stelle einen anderen Gedanken an: das Realitätsurteil wird mit dem Werturteil verbunden. Was gut ist, verbleibt – nach dem Lustprinzip – im Ich, was schlecht ist, wird der Aussenwelt zugesprochen. Aus der Dichotomie von innen und aussen wird die Dichotomie von innen/gut – aussen/schlecht. Die Verneinung hat einen entwicklungsfördernden, Ordnung schaffenden Effekt, sie ist an der Differenzierung von innen und aussen beteiligt. Damit wird die Konstitution von Innen- und Aussenwelt auf engstem Raum theoretisch herzuleiten versucht – eine faszinierende Gedankenleistung.

Der Band umfasst einige weitere grosse Arbeiten, etwa «Hemmung, Symptom und Angst» (1926), in dem eine Angsttheorie differenziert entfaltet wird, und «Die Zukunft einer Illusion» (1927), Freuds kritische Analyse der Religion. Die aller kürzeste Einlassung, die mir umso grössere Rätsel aufgibt, ist Freuds Erwiderung auf eine Anfrage des liberal-demokratischen Prager Tagblatt, wie er (und andere) Mussolini sähen. Freud schreibt: «Fällt mir nicht ein, mich über Mussolini zu äussern». Wie schon bei den Rezensionen der früheren Bände beklagt, wären ein paar zusätzliche und erläuternde Worte der Herausgeber hilfreich gewesen. Denn natürlich interessiert der «Hintergedanke» Freuds: Will er politisch nicht Stellung beziehen? Ist Mussolini für ihn eines Kommentars unwürdig? Sollte der Einzelner als subtile Entwertung gelesen werden? Was sagt uns der Band 19 (1928–1933) zusätzlich über Freuds politische Haltungen? Er enthält kleine politische oder gesellschaftliche Stellungnahmen Freuds. 1930 unterzeichnet Freud das «Manifest gegen die Wehrpflicht und die militärische Ausbildung der Jugend», neben A. Einstein, Th. Mann oder B. Russell. Darin heisst es bündig: «Militärische Ausbildung ist Schulung von Körper und Geist in der Kunst des Tötens. Militärische Ausbildung ist Erziehung zum Kriege. Sie ist die Verewigung des Kriegsgeistes.» (S. 175). 1932 unterschreibt Freud einen «Aufruf zum Weltkongress gegen den Krieg», in dem in leider treffsicherer Voraussicht gewarnt wird, dass «schon wieder Kräfte am Werke [sind], die den Ausweg aus der Wirtschaftskrise in einem neuen Krieg sehen wollen» (S. 257). 1930 unterzeichnet Freud einen Aufruf «Für das Arbeitende Palästina», der zu einer Tagung in Berlin einlädt. Darin heisst es: «Die sozialpolitischen Verhältnisse im Orient gefährden die brüderliche Begegnung des jüdischen und arabischen Volkes auf dem historischen Weg zu gemeinsamer Arbeit, internationaler Solidarität und nationaler Freiheit.» (S. 171). Auch diese Befürchtung wird sich als allzu berechtigt herausstellen. 1931 macht Freud einen Vorschlag zur Aktion «Winterhilfe», in der es um die Bedürftigen

und Arbeitslosen Wiens geht. Er verpflichtet sich «zum Beispiel von dem Erwerb jeden Tages, also täglich, [...] den Betrag von S. 20 für die Zwecke der «Winterhilfe» abzugeben.» (S. 227). Am bekanntesten ist der Briefwechsel mit Albert Einstein über die Frage «Warum Krieg?» (1932) geblieben. Freud setzt sich für die Einsetzung einer Zentralgewalt zur Kriegsverhütung ein und bemerkt: «Nun ist der Völkerbund als eine solche Instanz gedacht, aber die andere Bedingung ist nicht erfüllt; der Völkerbund hat keine eigene Macht und kann sie nur bekommen, wenn die Mitglieder der neuen Einigung, die einzelnen Staaten, sie ihm abtreten. Dazu scheint aber derzeit wenig Aussicht vorhanden.» (S. 447). Die Aussichten haben sich innerhalb von knapp 90 Jahren nicht wirklich verbessert! Freud setzt in der Bekämpfung des Krieges, den er dem Destruktionstrieb zuschreibt, auf den Eros: «Ich glaube, der Hauptgrund, weshalb wir uns gegen den Krieg empören, ist, dass wir nicht anders können. Wir sind Pazifisten, weil wir es aus organischen Gründen sein müssen.» (S. 453).

Auch in seinen theoretischen Texten wendet sich Freud verstärkt der Kultur und der Gesellschaft zu. Er befasst sich mit Dostojewski in der Arbeit «Dostojewski und die Vätertötung» (1928); seine historischen Voraussetzungen sind von den heute forschenden Biograf:innen Dostojewskis zum Teil widerlegt worden, aber der Text bleibt Bezugspunkt auch für die Literaturhistoriker:innen. 1932 macht Freud sich Gedanken zur «Gewinnung des Feuers» und befasst sich mit den antiken Mythen, vor allem – dem Thema entsprechend – mit Prometheus. Mit Goethe setzt sich Freud anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises auseinander («Meine Lebensarbeit» und «Ansprache im Frankfurter Goethehaus», 1930). Einen grossen Raum nimmt im Band die «Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse» (1933) ein. Zeitgeschichtlich bemerkenswert ist ein Detail, nämlich dass anders als 1916/1917 die Anrede des Auditoriums nun lautet «Meine Damen und Herren».

Unerwähnt geblieben sind bislang die Hinweise auf die persönliche und biografische Entwicklung Freuds, die den einleitenden Herausgeber-Kommentaren zu entnehmen sind. Freud muss sich ab Februar 1923 zunehmend mit dem Mundhöhlenkrebs auseinandersetzen, der in den Folgejahren mehr als 30 operative Eingriffe notwendig machen wird. Ausserdem reihen sich persönliche Verluste aneinander, in der Familie ebenso wie im Kollegenkreis. Die Nachrufe offenbaren viel über Freuds Verhältnis zu den intellektuellen Wegbegleitern und Partnern. Die Gedanken an Josef Breuer (Band 18, 1925) fallen überraschend nüchtern aus, ganz im Kontrast zu der Reakti-

on auf den Tod von Karl Abraham am Ende des gleichen Jahres, der ihm explizit die Sprache verschlägt, so dass er sich zu einer damals im deutschsprachigen Kulturgut noch sehr präsenten Horazode flüchtet: «integer vitae scelerisque purus» (im Leben unbescholten und rein von Schuld). Die Leser:innen der Gesamtausgabe können nicht nur Freuds Werk neu auf sich wirken lassen, sondern es auch im Kontext seiner Geschichte verstehen. Sie ist in den vorliegenden Bänden auch die Wissenschafts- und Politikgeschichte der 20er und 30er Jahre des letzten Jahrhunderts.

Joachim Küchenhoff

Paul Parin: Wissensflüsse. Korrespondenzen zu Psychoanalyse und Ethnopsychanalyse

Wien/Berlin: mandelbaum verlag; 2021.

Band 9 der Paul Parin Werkausgabe.

483 Seiten.

Preis: 34,00 Euro.

ISBN: 978-3-85476-955-2.



Dieser neunte Band der Parin Werkausgabe ist eine wahre Entdeckung, auch für die mit Parins Werken gut vertrauten Leser:innen. Ich habe mich zuerst auf die Korrespondenz mit Eissler gestürzt, besonders neugierig auf den Austausch zwischen den beiden so interessanten und weit über ihr Ableben hinaus aktuellen Autoren. Dieser ausgedehnte Briefwechsel ist faszinierend; man möchte allerdings auch gerne wissen, was in den nicht wiedergegebenen Briefen stehen mag. Denn

die Herausgeberin hat eine Auswahl getroffen, die sie in der Einführung begründet. Dennoch: Es wäre zum Beispiel schön, lesen zu können, was Eissler im März 1987 über Geburtstagsfeiern geschrieben hat. Denn Parin schreibt: *«Ihren letzten Brief vom März, der mich über diverse Geburtstagsfeiern trösten sollte und der dies auch bewirkt hat, habe ich nicht abgelegt. Ich lese ihn immer wieder.»*¹

Die Lektüre zwischen den Freunden, die sich stets sehr formell begegnen, gleichzeitig aber offen kommunizieren, weckt sicher in zahlreichen Leser:innen, die Parin gekannt haben, Erinnerungen an Situationen mit ihm. Zum Beispiel äusserte er sich einmal zum Briefwechsel Freud-Jung, indem er bemerkte, wie sich die Anrede im Verlauf der Zeit änderte: von *«hochverehrter»* über *«lieber»* zu anderen Ausdrücken der Wertschätzung oder des Ärgers. Bei Parin-an-Eissler steht fast immer *«verehrter, lieber Herr Doktor»* und auf Eisslers Briefen *«Verehrtester»* – ausser am 4. Juni 1989. Eissler schreibt hier: *«Verehrter Freund!»*. Gerade in diesem Brief drückt Eissler besonders vehement aus, dass er mit Parin nicht einverstanden ist. Das kontroverse Thema war die psychoanalytische Ausbildung in Zürich zur Zeit des Konflikts zwischen einigen Analytikern der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa) mit dem Seminar in Zürich im Jahr 1977. – Im Teil des Briefbandes, der der Ethnopsychanalyse gewidmet ist, nennt er sie *«highly estimated colleagues in our psychoanalytical profession»* und sagt, sie *«used power in a wholly irrational way to reconstitute a self-image damaged by the inescapable narcissistic injuries the beginning of old age brings about. ... As I am well acquainted with our Swiss culture and with the subculture of the Psychoanalytical caste, I could simply apply my knowledge concerning the rules governing the “power” of these poor old Swiss Indians»* (und er konnte so einen Teil ihres Verhaltens gegenüber dem Seminar voraussagen!) (Brief an Bryce Boyer 1977) (S. 99). Parin war, als ein in Psychoanalyse-Kreisen prominentes Mitglied der SGPsa und somit der IPA (International Psychoanalytical Association), Zielscheibe für die Kritik am Zürcher Seminar. Er schreibt über eine solche Kritikerin, Alice Miller, an Eissler, er solle seine Frage nach einer gewissen Schriftstellerin Manuella Mehrs an sie richten: *«Sie (A. Miller) ist eine gebildete und, wie ich aus den langen Jahren unserer Bekanntheit weiss, auch höfliche und freundliche Dame; es ist so lange nichts gegen sie einzuwenden, so lange sie nicht Bücher schreibt oder «Wissenschaft» betreibt. Nur ich selber kann sie*

*nicht fragen. Sie war überzeugt, dass ich versuche, die Psychoanalyse zu untergraben, weil ich «von Moskau» dafür bezahlt würde und scheint noch heute einen Hass auf mich zu hegen, für den ich nur insofern dafür kann, als ich ihr vor Jahren bei der Einrichtung der Praxis, bei ihrem Eintritt in die Schweiz. Gesellschaft für Psa. und auch sonst viel zu helfen versucht habe.»*²

In diesem Zitat findet man in kondensierter Form, was Parin für die einen zum verehrten Freund, für einige andere zum Feind machte. Eissler konfrontiert ihn im Briefwechsel mit seinen Kritiken am Zürcher Seminar heftig. Dabei kommt die Machtfrage aufs Tapet. Auch verweist Eissler interessanterweise auf Trotzki: *«Wenn Sie und ich an der Spitze wären, wir würden dasselbe tun oder schnell die Macht verlieren wie es Trotzky erging»* (S. 459).

Diese Briefe wurden zur Zeit des kalten Krieges gewechselt, als politische und gesellschaftliche Themen wie Macht und Autorität durch den verbreiteten Antikommunismus besonders gefärbt und überhitzt wurden. Es ist wohlthuend und amüsant zu lesen, wie die beiden Freunde damit umgehen.

Im dreigeteilten Buch³ nimmt der Teil zur Ethnopsychanalyse einen grossen Raum ein. Dies zeigt unter anderem die Intensität des Interesses Parins für dieses Gebiet, in dem er auch Bücher publiziert hat. Im Gebiet der Psychoanalyse erschienen von ihm meines Wissens nach nur oder vorwiegend Artikel. Eine Reproduktion eines handgeschriebenen Briefes, der nicht abgedruckt ist (S. 74) an Bryce Boyer zeigt das deutlich: *«We are a little envious to read about your South-American trip. We are sitting in the psychoanalytical armchair listening to our patients and occupied with the notes from 1966.»*⁴

Als Manfred Züfle *«Die Götter hocken am Quai»* dichtete, womit er das Utoquai der Parins und Morgenthals meinte, empfand er vielleicht das Ausnahmehafte der drei Ethnopsychologen und verdichtete es zum Göttlichen. Sie waren gewiss nicht nur Neugierige und Liebende, sondern auch in hohem Masse Bewegte und Bewegende. Die Zürcher «Bewegung» der 1980er Jahre wurde von den damals jungen Analytikern und ihren älteren Mentoren Parin/Morgenthaler mit grosser Anteilnahme, oft auch aktiv, verfolgt.

Der Boyer-Briefwechsel fiel anfangs in die Zeit der Vorbereitungen zur Expedition zu den Agni. Boyer konnte sich mit einer Anleitung zum *«Field Work»* nützlich machen, die Parin zum eigenen Gebrauch übersetzte. Das Manual diente den Forschenden zur Beobachtung kleiner Kinder. Die Erwartungen waren gross.

Auch René Spitz in Genf meldete sich mit der Anregung, die Babys mit einer 8-Millimeter-Kamera zu filmen.

Parin bezeichnet im Brief vom 8. November 1965 die Dissertation von Frau Boyer als eine der interessantesten soziokulturellen Schriften, die er je gelesen habe *«and for us by far the most useful»*.

Zu den von der Herausgeberin ausdrücklich intendierten Nebengewinnen des Briefbandes gehören die Informationen zu den sozialen und familiären Beziehungen der Parins sowie Einzelheiten über ihre Forschungsreisen. Hier zum Beispiel lese ich, dass Parin seinen Bruder, der in Long Island lebte, besuchte. Fragen wir uns, welche grössten Gewinne wir aus dem Buch ziehen, fällt einerseits die wissenschaftliche Disziplin ins Gewicht, mit der die psychoanalytischen und ethnopsychanalytischen Arbeiten durchgeführt wurden, andererseits aber nimmt das Literarische einen so besonderen Platz ein, dass ich mich frage, ob ich Parin mehr als Schriftsteller oder als Analytiker schätze. Beides zählt. Morgenthaler antwortete einmal auf den Anwurf, die Psychoanalyse sei mehr Kunst als Wissenschaft, das sei ihm vollkommen egal. Damit kann ich mich identifizieren ...

Es ist hier nicht möglich, alle Briefschreiber und -adressaten aufzuzählen. Im Teil zur Transkulturellen Psychiatrie finden sich Briefe von und an Manfred Bleuler, Henri Collob, Georges Devereux, das sei gesagt, um die Neugier anzustacheln.

In den anderen zwei Teilen blieb unter vielen anderen Jean L. Briggs unerwähnt, mit der sich Parin wissenschaftlich besonders eng verbunden fühlte. Er hebt die Bedeutung des sich emotional Einlassens hervor, er habe sich ein wenig geschämt, in seinen Publikationen so offen zu sein. Nun fand er in Briggs eine wertvolle Genossin, was sich in der Korrespondenz auf anrührende Weise niederschlägt (S. 134).

Thomas von Salis

1 Parin an Eissler am 1. Januar 1988. Im hier besprochenen Buch, S. 456. Parin wurde 1986 siebzig Jahre alt.

2 S. 450 f.

3 Psychoanalytische Ethnologie und Ethnopsychanalyse, Transkulturelle Psychiatrie, Psychoanalyse.

4 Wahrscheinlich über die Feldforschung bei den Agni im selben Jahr; lässt sich aus einem Brief an Muensterberger erschliessen; S. 46 f.

Antonio G. Damasio: Feeling and knowing. Making minds conscious

Little, Brown and Company, 2021.
256 Seiten.
Preis: 29.90 CHF.
ISBN 978-1-4721-4733-2.



Antonio Damasio is one of the leading neuroscientists. His field of research is behavioral neurology. In the last 30 years he has made seminal contributions to the understanding of brain processes underlying emotions, feelings, decision-making and consciousness. He is the author of numerous scientific articles, but he is also well known for describing his discoveries in several books that have been acclaimed worldwide.

In his newest book *Feeling and Knowing. Making Minds Conscious*, he is revisiting the relationship between the brain and consciousness. To say it upfront, while there are many theories and writings about consciousness, most failing at making the problem of consciousness solvable, Damasio proposes a convincing and understandable approach. In forty-eight brief chapters, he brings us a rare understanding of how consciousness relates to the mind. He achieves it by taking a stepwise approach, introducing basic concepts with the aim of linking biological mechanisms with functions, starting first with bacteria, and going up in evolution to mankind. Damasio's book begins with the simplest level, stating that sensing exists in mindless organisms, giving them a non-explicit, non-conscious intelligence. This non-explicit variety of intelligence animates even viruses, as exemplified by the tragic consequences of the current pandemic. The appearance of the

nervous system, rather late in evolution, gave living organisms functions that were not present before, such as explicit reasoning and feelings. Eventually, the fabrication of ever more complex minds culminated in *homo sapiens*; at this point Damasio quotes a poem of Emily Dickinson starting with "the brain is wider than the sky".

While the brain plays an indispensable role, it requires input from non-neural tissues of the organism's body proper. This exchange between our physical organism and the brain gives rise to feelings. The origin of feelings is explained by the fact that the nervous system has direct contact with our insides and outsides and vice versa. Feelings eventually give the mind an incentive to act according to the positive or negative signal of their messages. Feelings are not purely mental; they are hybrids of mind and body; they move with ease from mind to body and back again.

Damasio then turn his efforts to solve the "hard problem" – that is, how to explain consciousness. He recognizes that consciousness is not an exclusively human trait; he grants a type of consciousness to ants and bees. The classic void that separates physical bodies from mental phenomena is bridged thanks to feelings, making feelings a foundational component of consciousness. He states that instead of only looking at physical processes in the brain to understand conscious experience, we have to consider the important contribution of the organism's body. Consciousness is a gathering of knowledge sufficient to generate, in the midst of flowing images, the notion that these representations are mine. Our mental experiences are best described as experiences of "being". Conscience minds are substrate dependent, the substrate being the organism of the person who is experiencing the story and reacting to it affectively.

Finally, the author turns to anatomy, to lay out the different roles of the cerebral cortices and the brain stem in the making of consciousness. Clinical examples of loss of consciousness – to be found in a state of coma or compromised consciousness under a variety of drugs – are among other conditions discussed and will be of particular interest to neurologists and psychiatrists. Damasio is a profound thinker, familiar with multiple disciplines, and his work represents as much a philosophical as a scientific project. A clear prose, enhanced by rewarding insights and penetrating observations, will make this short book appealing to all scientifically interested readers.

Andreas Steck

Peter Caspari, Helga Dill, Cornelia Caspari, Gerhard Hackenschmied: Irgendwann muss doch mal Ruhe sein!

Wiesbaden: Springer; 2021.
Buchreihe: Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung.
XIV., 248 Seiten.
Preis: 72.00 CHF.
ISBN: 978-3-658-35512-8.



Während ich das Buch lese, das ich rezensieren soll, beeindruckt mich die Psychotherapie mit einer Frau im fortgeschrittenen Erwachsenenalter, die über mehrere Jahre als junge Frau im Rahmen einer Psychotherapie verführt und missbraucht worden ist. Sie leidet auch nach mehr als 40 Jahren unter den Folgen eines fundamental verwirrenden Beziehungsangebotes, das gerade deshalb, weil es alles durcheinander bringt, bis heute nicht verstanden, durchdacht und verdaut werden kann und das ihr Leben gezeichnet und bedrückt hat. Die Zeit heilt keine Wunden, wenn sie so tief gehen.

In Heidelberg hat der Leiter des Ausbildungsinstituts für analytisch und tiefenpsychologisch fundierte Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie AKJP in den Jahren 1975 bis 1993 fortlaufend Grenzen überschritten und bei Jugendlichen ebenso wie bei Erwachsenen (im Rahmen von Lehranalysen) sexuelle Gewalt ausgeübt – und es dauerte lange, allzu lange, bis er zur Rede gestellt, an der Berufsausübung gehindert und strafrechtlich verfolgt wurde. In der 34. Ausgabe der Wochenzeitung «Die Zeit» wurde im Jahre 2018 unter dem Titel «Das kranke System des Doktor F» sehr ausführlich darüber berichtet. Im Jahre 2021 erscheint nun das Buch, das die sexualisierte Gewalt im Heidelberger Ausbildungsinstitut wissenschaftlich bearbeitet. Fast ein halbes Jahrhundert lang wirkt fort, was nicht

nur menschlich, sondern auch institutionell eine Katastrophe war. Auch die institutionellen Wunden verheilen nicht, wenn sie so tief gehen. Umso wichtiger, umso verdienstvoller, dass das Münchner Institut für Praxisforschung und Projektberatung IPP den Auftrag des AKJP aufgenommen und umgesetzt hat. Mich berührt das Buch, und dies nicht zuletzt deshalb, weil ich zu Beginn der 90er-Jahre im Vorstand des Psychoanalytischen Instituts der DGPT in Heidelberg, dem für die Erwachsenen-therapie zuständigen Nachbarinstitut zum AKJP, mitgearbeitet habe. Wir versuchten, uns gegen die fast undurchdringlich erscheinenden Widerstände zu behaupten, die sich gegen die Aufdeckung, Aufklärung und Verfolgung des schrecklichen Skandals, dessen Umrisse allmählich zu erkennen waren, aufbauten. Verfolgung – ja, die wir aufklären wollten, wurden als die Verfolger gebrandmarkt und erlebten stellvertretend einen Teil der institutionalisierten Gewalt. Aber – im Buch wird das deutlich – wir hatten erst einmal nur begrenzten Erfolg und begrenzte Möglichkeiten.

Kann die Wissenschaft in diesem Feld überhaupt einen wichtigen Beitrag leisten? Liegen die Fakten nicht mittlerweile offen zutage, so offen, dass sie nicht mehr neu bearbeitet werden müssen? Ist es nicht heute völlig klar, dass sexualisierte Gewalt moralisch und strafrechtlich zu verurteilen ist?

Zunächst zu den «Fakten». Der Umgang mit der Wahrheit, mit den Tatsachen, ist gesellschaftlich prekär geworden. So absurd das Wort «postfaktisch» klingt, so beschreibt es doch sehr gut das Bestreben, die Realität zu verbiegen, verleugnen, verdrehen, politisch wie persönlich. Insofern sind schon die deskriptiven Befunde wertvoll, die Liste der Übergriffe, deren sich der Leiter des AKJP schuldig gemacht hat. «Der jetzt vorliegende Bericht», so die Autorinnen und Autoren im Vorwort, «dokumentiert erstmals alle belegbaren Taten von H.M. (...) und kann diese aus dem Aggregatzustand des Gerüchts herauslösen» (S. X). Die wissenschaftliche Deskription ist notwendig, um gegen die immer neu einsetzenden Widerstände und Verleugnungspotentiale die Fakten zu wahren. Zu diesen Befunden gehören aber auch die Aufdeckungs- und Vertuschungspraktiken, die Einzelpersonen und Institutionen pflegten und sich bis in die Gegenwart erstrecken.

Wie ist das Forschungsteam vorgegangen, das vom AKJP beauftragt worden ist? Es wurde eine qualitative Studie durchgeführt, auf der Grundlage von Interviews, Akten – und Dokumentenanalyse. Zu diesen gehörten auch diverse Aufzeichnungen des 2019 verstorbenen Täters. Es wurden Betroffene ebenso wie ehemalige Mitarbeitende des AKJP und andere Funktionsträger der Zeit befragt. Ausgewertet

wurden die gesprochenen und schriftlichen Texte nach den Methoden der Grounded Theory und der Textthermeneutik. Es wurden also Narrative aller Beteiligten systematisch erschlossen. «Die Narration, in der die Geschichte verbalisiert wird und in der wir uns selbst in der Geschichte verbalisieren und formulieren, ist das, was Erkenntnis schafft.» (S. 25)

Für die Einordnung der Befunde wurden vier Rahmenkonzepte genutzt: Die Frage danach, was Norm oder Normalität ist oder nicht ist; welche ethischen Anforderungen das ethische Handeln einer Profession oder Organisation bestimmen; welche Rolle das für die Psychotherapie so wichtige Gebot der Abstinenz spielt; und schliesslich was als sexualisierte Gewalt verstanden werden kann.

Die Befunde zu sichern, ist also die erste Aufgabe der Wissenschaft, und ihr gerecht zu werden ist schwieriger, als es klingt, da die Abwehr gegen Erkenntnis und Aufklärung bei sexualisierter Gewalt besonders stark ist. Die zweite Aufgabe ist es, neue Erkenntnisse aus der wissenschaftlichen Bearbeitung der Befunde zu gewinnen. Deshalb ist der (umfangreichste) Teil des Buchs, der sich den «Systemdynamiken» widmet, der wichtigste und aufschlussreichste. Die Systemdynamik stellt gerade die institutionelle Abwehr und das Verleugnen ethischer Dimensionen in ein anderes Licht. Die zentrale Grunddynamik wird beschrieben als ein Konflikt zwischen dem Wunsch nach oder der Notwendigkeit der Thematisierung sexualisierter Grenzverletzungen auf der einen Seite und dem «funktionalen Pragmatismus» auf der anderen Seite, und zwar sowohl auf der individuellen als auch auf der institutionellen Ebene. Die sehr ernüchternde Hauptthese des Buches lautet: «Es war in den Jahren 1975 – 1993 aus gewichtigen Gründen sinnvoll, vernünftig, pragmatisch und funktional, alle Hinweise auf sexualisierte Gewalt durch den Institutsleiter weitgehend zu ignorieren und von entsprechenden Nachforschungen Abstand zu nehmen» (S. 102). Das Gleiche gelte auch für die Vermeidung der systematischen Aufarbeitung nach 1993. Das Institut sollte doch bewahrt werden, die guten Seiten und die konstruktive Arbeit in ihm, die qualitativ hochstehende Ausbildung sollten doch nicht gefährdet werden – das waren solche «guten Gründe», über die Verbrechen hinweg zu sehen. Der Einzelne wollte seine eigene Ausbildung nicht in Frage gestellt sehen; der Reputationsschaden, den das Institut erleiden könnte, würde auch den einzelnen (ehemaligen) Kandidaten oder die Kandidatin treffen. Neben diesen persönlichen und institutionellen Eigeninteressen spielen Machtfaktoren eine sehr grosse Rolle. Der Institutsleiter ist zugleich auch Supervisor, Lehranalytiker, der

seine eigenen Mitarbeitenden analysiert; er vereinigt unkontrollierte Machtbefugnisse in der eigenen Person, wird unangreifbar. Und er wird gestützt von den Weggefährten und Kollegen, die einander lange kennen und Seilschaften bilden, mit starken Seilen, die sehr stark ins Fleisch aller Beteiligten schneiden, weil die Weggefährten die wesentlichen Machtpositionen besetzen. Der Institutsleiter hat Handlungsmacht, weil niemand ihm Einhalt gebietet. Aber er hat zugleich auch Deutungsmacht: Er handelt nicht nur, sondern gibt zugleich vor, wie die Handlungen zu verstehen seien – Pervertierung des psychoanalytischen Deutungsverfahrens, das nicht mehr «herrschaftsfreier Dialog», sondern Mittel der Entmündigung und des Gefügigmachens wird.

Der systemische Ansatz der Forschergruppe erlaubt es nun, mit ähnlich distanzierendem Blick die Systeme zu untersuchen, die durch sexualisierte Gewalt geschaffen werden. Zunächst das Missbrauchssystem, also die Art und Weise, wie sich in der Missbrauchshandlung ein dyadischer geheimer Raum bildet, der gleichsam eigenen Gesetzen unterworfen ist, die indes bestimmt werden durch die Deutungsmacht des Täters, neben dem es keine fremden Götter, keine alternativen Deutungsoptionen gibt. Dann das Aufdeckungssystem, das das Missbrauchssystem aufbricht oder aufbrechen könnte. In Bezug auf die Aufdeckung der durch den Institutsleiter verübten Taten ist es frappant, wie lang die Aufklärungslatenz oftmals (gewesen) ist, wie lange sich z.B. die Betroffenen still verhalten und sich niemandem anvertrauen, wie lange es aber auch dauert, bis Dritte in der Lage sind zu reagieren, also in der Tat ein Aufdeckungssystem überhaupt zu schaffen. Schliesslich das Hilfesystem: Wieviele der Geschädigten haben sich Hilfe holen und Hilfe beanspruchen können, welche wirksamen Hilfen sind angeboten worden? Der Befund im untersuchten Fall weist aus, dass auch die so dringend notwendige Hilfe in vielen Fällen ausgeblieben ist.

Wie kann sexualisierte Gewalt verhindert werden? Der Prävention widmet sich ein abschliessendes Kapitel. Psychotherapeutische Ausbildungsinstitute müssen die Themen des Missbrauchs, der Abhängigkeit, der Abstinenz als ständige Themen behandeln, nicht erst wenn sie durch Übergriffe virulent werden. Institutionen, ob Kliniken oder Ausbildungsinstitute, bedürfen der Risikoanalyse, müssen also fortlaufend darüber nachdenken, wo die Gefahrenmomente, die Verführungen zu Grenzüberschreitungen liegen und wie sie kontrolliert werden können. Das Leitbild einer Institution sollte nicht einen Bogen um diese Thematik machen, sondern sie im Gegenteil einbeziehen und betonen. Es muss

überdies Vertrauenspersonen geben, die ansprechbar sind, denen gegenüber die Schamswelle geringer ist, die auch selbst eine abgesicherte Position in dieser Rolle haben.

Wichtig ist zudem, dass sich nicht intransparente Räume ausbilden, in denen Gewalt gedeihen kann. Ausbildungsinstitute müssen, so die Empfehlung der Autorengruppe, einen offenen Diskurs über die Arbeitsweise z.B. von Supervisorinnen und Lehrtherapeuten ermöglichen – eine Forderung, die so leicht nicht umsetzbar ist, weil es von denunziatorischen Praktiken abgegrenzt und diese verhütet werden müssen. Selbstverpflichtungserklärungen und Verhaltenskodizes, die sehr konkret sein können (z.B. wann die Tür zum Therapeutenzimmer verschlossen sein darf etc.), können die Gefährdungen immer neu sichtbar machen. Schliesslich sind externe Stellen, die als Beschwerdeinstanzen einspringen können, notwendig, etwa Ethikkommissionen.

Ich hatte einleitend gefragt, ob es lohnt, die Befunde zu sichern, auch Jahrzehnte später, ob die wissenschaftliche Aufarbeitung lohnt und ob wir heute in der Beurteilung sexualisierter Gewalt viel aufgeklärter sind als vor 30 oder 50 Jahren. Die ersten beiden Fragen sind schon beantwortet worden, mit einem klaren «Ja». Das ist das grosse Verdienst des im Buch dargelegten Forschungsprojektes. Bleibt die dritte Frage: Ja, wir sind viel weiter gekommen im Urteil über und in der Aufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt. Und dennoch bleiben die Probleme, die mit sexualisierter Gewalt eng verbunden sind, unvermindert virulent. Sie sind weiter zu fassen als nur die Aufmerksamkeit auf möglichen Missbrauch. Abhängigkeiten und Macht in Ausbildungsinstituten, ebenso wie in Kliniken und anderen Weiterbildungsstätten, gehören dazu, und diese sind nur in einer fortlaufenden Selbstreflexion auch in der Institution zu beherrschen. Die Angst vor einer Sexualisierung von Beziehungen birgt zugleich und andererseits die Gefahr einer Entsexualisierung, also einer Ausklammerung des sexuellen Erlebens, das für Psychotherapien wichtig ist. Mut zu einem «aufrechten Gang» und soziale Verantwortung werden von der Autorengruppe als präventive Faktoren nicht eigens genannt, sie erscheinen mir zentral für die Aus- und Weiterbildungen, die nicht nur Techniken vermitteln, sondern auch die Entwicklung der Persönlichkeit fördern sollten.

Das vorliegende Buch ist ein verdienstvolles Werk. Es dokumentiert schlimmstes persönliches und institutionelles Versagen, ohne einzelne Personen zu denunzieren. Es hält dazu an, doch aus der Geschichte zu lernen und dient damit selbst der Prävention, weil es dazu zwingt, sich mit sexualisierter Gewalt,

institutioneller Macht und Abhängigkeitsmissbrauch ernsthaft und schonungslos auseinanderzusetzen.

Joachim Küchenhoff

Silas Gusset, Loretta Seglias, Martin Lengwiler: Versorgen, behandeln, pflegen. Geschichte der Psychiatrie in Graubünden

Buchreihe: Quellen und Forschung zur Bündner Geschichte 38
(hg. vom Staatsarchiv Graubünden).
Basel: Schwabe Verlag; 2021.
454 Seiten.
Preis: 65 CHF.
ISBN: 978-3-7965-4333-3.



2018 beauftragte der Kanton Graubünden eine Gruppe von Autorinnen und Autoren der Universität Basel, die Geschichte seiner Psychiatrie zu untersuchen. Die Studie setzt bei den Anfängen der institutionalisierten Psychiatrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein und zeichnet den Wandel des psychiatrischen Angebots bis in die Gegenwart in sechs Kapiteln und sieben Nahaufnahmen nach. Zwei unterschiedliche Einrichtungen waren prägend: die multifunktionale Versorgungsanstalt Realta (die heutige Klinik Beverin Cazis) und die städtische Heil- und Pflegeanstalt Waldhaus (heute: Klinik Waldhaus). Realta war bis um 1950 mehr Versorgungsanstalt denn psychiatrische Klinik, danach nahm sie neue psychiatrische Strömungen schneller auf als die Klinik Waldhaus.

Die Autorenschaft kommen zum Schluss, dass in Graubünden fürsorgerische Zwangsmassnahmen prägender waren als in anderen Kantonen: Bis 1980 wurde fast die Hälfte der Patientinnen und Patienten über administrative Versorgungsgesetze in die Psychiatrie einge-

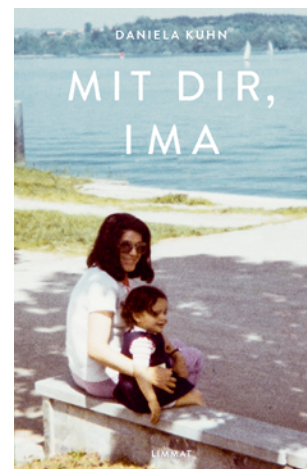
wiesen. Versuche mit noch nicht zugelassenen Medikamenten hätten stattgefunden, allerdings in einem geringeren Ausmass als in universitätsnahen Kliniken. In Graubünden habe die Psychiatrie stärker auf physikalische als auf medikamentöse Therapien gesetzt, also etwa auf Elektroschockkuren oder psychochirurgische Eingriffe. Eine Besonderheit sei die Kastration verurteilter Sexualstraftäter gewesen; zwischen 1950 und 1980 waren über hundert Männer davon betroffen. Zudem sei der Kanton ein Zentrum für Forschung zur Eugenik gewesen, was allerdings nicht zu mehr eugenisch indizierten Eingriffen geführt habe als in anderen Kantonen.

Im Gegensatz zu den vorliegenden Aufarbeitungen der Psychiatriegeschichte, die vor allem auf Medikamentenversuche fokussieren, bezieht die Studie auch Therapieverfahren oder die Diagnostik sowie die Perspektive der Patientinnen und Patienten wie auch der Pflegenden mit ein. Dominant sind die institutionellen Entwicklungen. Klinische Aspekte wie der Wandel der Diagnostik und die in den 1950er-Jahren aufkommenden Psychopharmaka werden eher gestreift. Das regt zu weiterer Forschung an.

Mirjam Janett
Bern

Daniela Kuhn: Mit Dir, Ima

Limmatverlag 2021.
232 Seiten.
Preis: 34,00 CHF.
ISBN-13: 978-3-03926-015-7.



Eine Jüdin aus Israel, Jehudit, zieht aus Liebe zu einem Schweizer, der Israel liebt, aber nicht Jude ist, in die Schweiz. Das Paar hat ein Kind, Daniela, die Autorin. Jehudit war schon vor

ihrer Heirat psychiatrisch hospitalisiert worden. Sie erkrankt auch in der Schweiz wieder. Die Diagnosen, die gestellt werden, variieren. Am ehesten dürfte «Schizoaffektive Mischpsychose» zutreffen. Das anzuzeigende Buch schildert uns eine Krankengeschichte, eine Beziehungsgeschichte, eine Mutter-Tochter-Beziehung und das alles über Jahrzehnte. Überdies schildert das Buch eine Identitätssuche, sowohl der Mutter wie der Tochter. Die Mutter Jehudit stammt von irakischen Juden ab; ihre Familie lebte in Israel unter eher ärmlichen Verhältnissen. Für die begabte Frau war es zeitlebens schwierig zu sagen, wer sie sei, wohin sie gehöre, was sie wolle. Nicht minder einfach, wenn auch ganz anders, war die Suche der Tochter Daniela nach ihrer Identität. Weder war ihr Vater ein typischer Schweizer noch die Mutter eine typische Israelin.

Das Buch ist durch alle die verschiedenen Themen reichhaltig, interessant und informativ. So erfährt man, wie es der 7-jährigen Daniela erging, als die Eltern erstmals Scheidungsabsichten äusserten oder wie es der 21-jährigen Daniela erging, als die Mutter erstmals einen Suizidversuch machte. Das, was dieses Buch aber so aussergewöhnlich macht, ist die Haltung der Autorin, mit der sie sich und ihre Eltern beschreibt. Da kommt weder ein Alles-Verstehen noch ein Anklagen, weder ein Beschönigen noch ein Dramatisieren zum Vorschein, sondern das Resultat einer differenzierten Reflexion. Man erfährt vom Reichtum der Mutter-Tochter-Beziehung und vom Preis, den die Tochter für diese Beziehung bezahlt. In diesem Sinne ist das Buch offen, authentisch. Gleichzeitig ist die Autorin auf eine feine Art diskret, sodass man nie der Illusion verfällt, nun alles zu wissen.

Daniel Felder

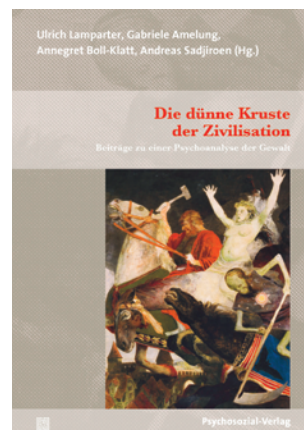
Ulrich Lamparter, Gabriele Amelung, Annegret Boll-Klatt, Andreas Sadjiroen (Hg.); Die dünne Kruste der Zivilisation

Psychosozial-Verlag, 2021.

246 Seiten

Preis: 41.90 CHF

ISBN 978-3-8379-3042-9



Gelesen im Angesicht des sich in aller Grausamkeit entfalteten russischen Angriffskriegs auf die Ukraine erhält ein Buch, das dem Rauschen der Gewalt unterhalb der titelgebenden dünnen Kruste der Zivilisation nachspürt, besondere Aktualität. Es schreibt sich in eine reichhaltige Tradition der Problematisierung des destruktiven Potenzials moderner Gesellschaften ein, für die M. Horkheimer und T. Adorno («Dialektik der Aufklärung»), Z. Bauman («Dialektik der Ordnung»), J. Reemtsma («Vertrauen und Gewalt») und R. Sapolsky («Gewalt und Mitgefühl») eintreten. Die Relevanz des Bandes bemisst sich gleichwohl in dem spezifischen Beitrag, den die hier vertretene Psychoanalyse zu der internationalen interdisziplinären Gewaltforschung zu leisten vermag. Der Sammelband vereinigt zehn Hauptbeiträge, die sich auf eine Ringvorlesung an der Universität Hamburg im Sommer 2019 beziehen. Die Autor*innen sind in der Mehrzahl,

wie alle Herausgeber*innen, klinisch erfahrene Psychoanalytiker*innen, wobei u.a. mit Hans-Jürgen Wirth und Jan Lohl auch sozialwissenschaftliche Expertise eingebracht wird. Der Stil des öffentlichen Vortrags scheint – vorteilhaft – in vielen Texten durch, wenn die theoretischen und methodischen Überlegungen detailliert vorgestellt werden und auch psychoanalytisch interessierten, aber nicht einschlägig versierten Lesenden guten Zugang ermöglichen.

Die Beiträge zeichnen sich durch eine thematische, theoretische und methodische Vielfalt aus, die das ebenso komplexe wie diffuse Phänomen der Gewalt reflektieren. Sie reichen von einer dichten Einzelfallstudie zu destruktiven Prozessen in der psychoanalytischen Behandlung, die einsichtsreich über pathologische Spaltungsvorgänge verstehbar gemacht werden (J. Lellau), und spannenden Reflexionen zu den Ambivalenzen und Schattenseiten der Empathie (R. Haubl) über die mit mikrosoziologisch geschultem Blick entwickelte Analyse konkreter Gewaltsituationen (M. B. Buchholz & A. Sadjiroen) bis zu – in ihren normativen Setzungen nicht unproblematischen und in den Folgerungen zu Widerspruch reizenden – Überlegungen zur hochaktuellen Frage, wie wir wissen können, wann ein Krieg sich Bahn zu brechen beginnt (M. Klingenburger-Vogel).

Es sind nicht zuletzt das in den Beiträgen zu spürende konzeptionelle, empirische und therapeutisch-praktische Ringen mit der tendenziellen Entgrenzung von Gewalt, das immer wieder reflexiv aufgenommene Scheitern an dessen Einhegung und die kleinen Widerständigkeiten, die das Buch lesenswert machen und den wichtigen Beitrag psychoanalytischen Denkens zum Verstehen von Gewaltphänomenen verdeutlichen. Das Fehlen bedeutender Themen – von (post-)kolonialer Gewalt über Gewalterfahrungen in den vielen Krisen und Kriegen der Gegenwart bis hin zu sexualisierter Gewalt – ruft gleichsam nach einem Folgeband.

Phil C. Langer